

Buchbesprechungen

Philosophische Komposition

ECKHART FÖRSTER: **Die 25 Jahre Philosophie. Eine systematische Rekonstruktion**, Verlag Klostermann, 2. durchgesehene Auflage, Frankfurt 2012, 400 Seiten, 28,80 EUR.

Die 25 Jahre Philosophie meinen einen Zeitraum, der durch zwei Aussagen gewonnen wird: Kant notiert in der Vorrede zu den *Metaphysischen Anfangsgründen der Rechtslehre*, es habe vor dem Erscheinen der *Kritik der reinen Vernunft* (1781) keine Philosophie gegeben. Hegel schließt 1806 seine Vorlesung über die Geschichte der Philosophie mit dem mehrsinigen Satz: »Hiermit ist diese Geschichte der Philosophie beschlossen« (7). Schon das »diese« macht deutlich, dass Förster in seinem Buch ein bestimmtes Verständnis von Philosophie meint, welches sich in diesen 25 Jahren wie ein eigener Äon entwickelt und vollendet. Seine »systematische Rekonstruktion« zielt auf den tragenden Gedanken, den diese Epoche seiner Meinung nach entwickelt hat. Es ist die Frage nach der Möglichkeit übersinnlicher Erkenntnis. Diese treibt Kant seit der ersten Auflage der *Kritik der reinen Vernunft* um: Ist Metaphysik als Wissenschaft möglich? Die Antwort lautet eigentümlich: Zwar wird die Frage negativ beschieden, aber die Existenz des Übersinnlichen als Bedingung der Möglichkeit von Erkenntnis müsse, so Kant in der Einleitung zur Kritik der Urteilskraft, gleichwohl behauptet werden, auch wenn es keinen direkten Zugang zu ihr gibt.

Dass dieser Gedanke den Widerspruch der Denker nach Kant herausgefordert hat, ist bekannt. Schelling hat in einem Brief an Hegel vom 6. Januar 1795 diesen Sachverhalt so ausgesprochen: »Die Philosophie ist noch nicht am Ende. Kant hat die Resultate gegeben: die Prämissen fehlen noch. Und wer kann Resultate verstehen ohne Prämissen?« Diese Aussage dient Eckhart Förster in seinem Buch *Die 25 Jahre Philosophie*

zur Gliederung seiner Überlegungen in zwei jeweils sieben Kapitel umfassende Teile. Unter der Überschrift »Kant hat die Resultate gegeben ...« widmen sich die ersten sieben Kapitel der Entwicklung von Kants Grundfrage. Unter der Überschrift »... die Prämissen fehlen noch« wird die Behandlung derselben Grundfrage im Deutschen Idealismus weiter verfolgt. Es geht also nicht um Kants Gedanken, sondern um den einen Gedanken in seiner Entwicklung durch fünfundzwanzig Jahre hindurch. Durch die Fülle und Dichte der von Kant bis Hegel reichenden Hochzeit idealistischer Philosophie legt das Buch eine Phänomenreihe im Sinne von Goethes »Vermittler«-Aufsatz. Und so, wie Förster in der Analyse dieses Aufsatzes herausarbeitet, dass Goethe dabei ein entscheidendes Moment noch nicht so klar ist wie später, nämlich die Frage nach den Übergängen, so widmet sich das Buch in besonderer Weise gerade diesen. Nicht zuletzt daraus erklären sich die vielen, nur scheinbar detailverliebten historischen Exkurse, die, auf den ersten, gewöhnlichen Blick vielleicht unverständlich, so viel Entscheidendes für den Gedankengang enthalten. Die Evidenz der Übergänge ist dafür verantwortlich, dass wirklich, um Goethes Sprache zu verwenden, das Nächste ans Nächste gereiht ist und so eine Reihe von Versuchen entsteht, die nur einen gemeinsamen Versuch darstellt. Eine solche Reihe, die einen einzigen Gedanken als Typus der höheren Erfahrung zu erfassen sucht, bietet auch Försters Buch.

Infolgedessen kann man das Buch auch nicht nur von vorne nach hinten lesen. Schon die Überschriften der Kapitel verraten ihre parallele Komposition. Teil 1 beginnt mit »Kants

›Umänderung der Denkart‹, Teil 2 mit ›Fichtes ›völlige Umkehrung der Denkart‹ – beide Schlüsselbegriffe sind nicht von Förster gesetzt, sondern Zitate, gleich ein Hinweis, wie phänomenologisch durchdacht Übergänge hier geordnet werden. Die weiteren Kapitel erschließen sich dem Leser in gleicher Weise, und man kann auch in tieferen Gliederungsschichten entsprechende Bezüge entdecken.

Das vielleicht auch für die Fachphilosophie wichtigste Ergebnis des ersten Teiles liegt darin, dass Förster zu zeigen versucht, dass Kant nicht nur eine, sondern zwei Formen einer Erkenntnis des Übersinnlichen kennt. Förster unterscheidet den intuitiven Verstand und die intellektuelle Anschauung als getrennte Arten. Beide weisen für ihn nochmals zwei Unterarten auf: ›den intuitiven Verstand als (a) ursprünglichen, selbstanschauenden Verstand (Grund aller Möglichkeiten); und (b) als synthetisch-allgemeinen Verstand; zweitens die intellektuelle Anschauung als (a) produktive Einheit von Möglichkeit (Denken) und Wirklichkeit (Sein), und (b) als nichtsinnliche Anschauung von Dingen an sich‹ (160). Förster hält fest, dass für Kant diese Formen lediglich ›Grenzbegriffe‹ sind. Aber zugleich, und das meint die Rede von Resultaten, die Kant gegeben habe, habe er durch das immer präzisere Ausarbeiten dieser Formen ›ein begriffliches Arsenal geschaffen, das es erlaubt, auch dasjenige, *wozu sie Grenzbegriffe sind*, nämlich unsere menschlichen Erkenntnisvermögen, im klareren Licht erscheinen zu lassen‹.

Zugleich legt der erste Teil mit der Betrachtung des ›Spinozastreites‹ eine zweite Linie an. Auch hier geht es um die Frage der Erkenntnis und die Reichweite der ›scientia intuitiva‹, wie Spinoza sie dachte. Der Spinozismus wird historisch als eine Art Alternativ- oder Konkurrenzmodell zu Kant wahrgenommen. Insbesondere über die Linie Lessing und Goethe bildet sich der ›intuitive Verstand‹ als eine methodische Alternative aus. Für den zweiten Teil des Buches wird diese Linie von besonderer Bedeutung sein.

Den Übergang, dass nämlich anders, als Kant in der Einleitung zur dritten Kritik dachte, er

sein ›ganzes kritisches Geschäft‹ endigen könne, macht Förster am klassischen Beispiel von Fichte deutlich. Fichte diskutiert in seiner frühen Philosophie den Unterschied zwischen dem Satz $A = A$ und dem Satz $\text{Ich} = \text{Ich}$. Bei dem ersten kann von der Existenz des A gänzlich abgesehen werden; die Existenzbedingungen sind vom Urteil unabhängig. Ganz anders ist es, so Fichte, im zweiten Fall. Der Satz $\text{Ich} = \text{Ich}$ kann ausgedrückt werden in dem Satz ›Ich bin‹. Das Urteil als geistige Handlung, welche vollzogen wird, ist nicht nur ein Erkenntnisurteil, sondern hat als Handlung eine Konsequenz: die Existenz des Ich als Selbstselbstsetzung. Was damit insgesamt für den einen Gedanken des Buches gewonnen ist, ist die Einsicht Fichtes, dass mit der Ich-Erkennntnis als Selbstsetzung erfahrbare Realität ist, dass eine übersinnliche Erkenntnis möglich ist. Bezogen auf das Ich nennt Fichte diese Erkenntnisart intellektuelle Anschauung. Nun stellt sich die Frage, ob über das Ich hinaus eine solche Erkenntnis denkbar ist.

Förster wendet sich damit Schelling und dessen Naturphilosophie zu. Er macht deutlich, wie Schelling die Einseitigkeit Fichtes in der Konzentration auf das Ich, das Subjekt, durch eine Naturphilosophie, die in gleicher Weise das Objekt bedenkt, ergänzen will. Was sich in der Auseinandersetzung um eine Naturphilosophie für Förster zeigt, ist, dass Schelling einen Begriff der intellektuellen Anschauung verwendet, der vom Subjekt abstrahiert. Wenn man aber intellektuelle Anschauung als Ineins von Denken und Sein im Schaffen versteht, aber vom Schaffenden abstrahiert, so Försters Einwand, dann drängt sich der Verdacht auf, es handele sich um ein ›Spiel mit Worten‹ (251). Seiner Auffassung nach ist die Methode, auf die Schelling zielt, keine intellektuelle Anschauung, sondern ein intuitiver Verstand. Während die intellektuelle Anschauung für das Ich durchaus Geltung hat, gelte es für die Natur eine andere Art der Erkenntnis zugrunde zu legen.

Die ›Methodologie des intuitiven Verstandes‹ entwickelt Förster im elften Kapitel anhand von Goethe. Hier finden sich die schon angesprochenen Bemerkungen zur Reihenaufbildung und zur Bedeutung der Übergänge.

In einer weiteren dramatischen Steigerung – überhaupt muss man dem Autor das Zeugnis ausstellen, dass seine Komposition die Methode von Polarität und Steigerung trefflich ins Dramatische umsetzt – kommt zum Schluss die Hegelsche Philosophie in den Blick. Anhand des sogenannten zweiten Jenaer Systemwurfs wird deutlich, dass Hegel methodisch von Goethe wesentlich beeinflusst ist. Auch hier spielen Übergänge eine entscheidende Rolle. Aber Hegel, der diesen Versuch Goethe vorlegen möchte, nimmt davon Abstand und bricht das Manuskript ab. Förster sieht die Antwort für dieses merkwürdige Vorgehen darin, dass Hegel der fundamentale Unterschied zwischen der Entwicklung der Pflanze und der Entwicklung des Menschen aufgegangen ist. Im Menschen tritt die Idee der Freiheit zu derjenigen der Entwicklung hinzu. In diesem Sinne gilt: »Die Zyklen einer Pflanze sind Wiederholungen, die des Geistes *Entwicklungen*« (297). Deswegen, so Förster, wendet sich Hegel den *Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie* zu, und wenn Hegel am Ende der Vorlesung sage, 25 Jahre nachdem Kant das kritische Geschäft in der Frage nach der Möglichkeit einer Metaphysik als Wissenschaft aufgenommen hat, damit sei die Geschichte der Philosophie beschlossen, dann liest Förster diesen Satz so, dass damit tatsächlich die Philosophie insofern an ein Ende gekommen ist, als sie in diesen 25 Jahren einen für sie entscheidenden Gedanken

zu einem Abschluss gebracht hat: Die Möglichkeit übersinnlicher Erkenntnis im Ich, in der Natur und in der Geschichte (als methodische Synthese der beiden ersten) ist gezeigt. Mit einem für die Fachphilosophie höchst spektakulären Effekt endet die Schrift in den letzten Kapiteln. Förster zeichnet hier den Gedankengang der »Wissenschaft der Erfahrung des Bewusstseyns« nach; bekanntlich ist damit auf die komplizierte Entstehungsgeschichte der »Phänomenologie des Geistes« verwiesen. Die überzeugende These Försters ist es, dass das Fragment »C. Die Wissenschaft« den Schlussstein des Gedankengangs der »Wissenschaft der Erfahrung des Bewusstseyns« bildet. Systematisch gesehen, ergibt sich daraus Folgendes: Hegel hat Goethes Methode des intuitiven Verstandes auf die Philosophie selbst angewandt. Er vollzieht diesen Übergang in einer Geschichte der Philosophie. Daran wird dem erkennenden Bewusstsein ein Wissen von etwas zuteil, das es sich nicht selbst hervorgebracht hat, »sondern nur in sich in Erscheinung treten ließ. Dies ist ein sich selbst bewegender geistiger Gehalt, der, obwohl nur im denkenden Subjekt auffindbar, von diesem unabhängig und objektiv real ist. In dieser Erfahrung erfasst das Bewusstsein die Wirksamkeit einer übersinnlichen geistigen Realität. Damit steht es auf dem Standpunkt der *scientia intuitiva*.«

Harald Schwaetzer

Husserl: Eidetische Variation

HUSSERL, EDMUND: **Zur Lehre vom Wesen und zur Methode der eidetischen Variation.** Texte aus dem Nachlass (1891-1935); herausgegeben von Dirk Fontana, Springer Verlag, Dordrecht 2012 (Husserliana XLI), 550 Seiten, 169,95 EUR.

Edmund Husserl (1859-1938) war äußerst produktiv. Allein sein Nachlass umfasst etwa 40.000 Seiten. Er ist eine reichhaltige Quelle von Materialien, aus welchen die Gesammelten Werke (Husserliana), die noch weit von einem Abschluss entfernt sind, immer wieder durch neue Nachlassbände gespiesen werden. Zu diesen gehört auch der vorliegende Band, der

Manuskripte und Notizen aus der Periode 1891-1935, also bis kurz vor seinem Tode, enthält.

Die phänomenologische Methode Husserls als universale Grundlegungswissenschaft basiert weitgehend auf den beiden zentralen Methoden der *phänomenologischen Reduktion* und der *eidetischen Variation*. Zur ersteren erschien vor ein paar Jahren der entsprechende Nach-

lassband: Edmund Husserl: *Zur phänomenologischen Reduktion*. (Texte aus dem Nachlass (1926-1935); herausgegeben von Sebastian Luft, Dordrecht: Springer 2002 (Husserliana XXXIV)). Der vorliegende Band komplettiert die Materialien nun auch für die zweite Grundsäule der phänomenologischen Methode.

Husserl verwendete für die später von ihm so genannte Methode der eidetischen Variation auch die Bezeichnungen Wesensschau, Ideenschau, Ideation oder eidetische Intuition. Hier geht es im Wesentlichen um die Gewinnung von Allgemeinbegriffen oder Universalien, was zunächst mit ideirender oder generalisierender Abstraktion gekennzeichnet wird, die jedoch Husserl von den gängigen Auffassungen der Abstraktion durch die empiristische Psychologie oder Erkenntnistheorie absetzt. Mit anderen Worten: Es wird der Grundfrage nach der Berechtigung der Annahme von allgemeinen Gegenständen nachgegangen.

Für die Theorie der eidetischen Variation ist entscheidend, dass von erfahrenen, anschaulich gegebenen oder auch in der Phantasie repräsentierten konkreten Gegenständen ausgegangen wird, welche als leitende Vorbilder fungieren und durch aktives Phantasieren weiter variiert und abgewandelt werden. Es werden auf diese Weise mannigfache Varianten erzeugt und mit deren Durchlaufen zugleich ein Loslösung vom bloß Faktischen erreicht. Hier kommt der Phantasie tatsächlich eine Vorzugsstellung bei der Gewinnung von Wesenseinsichten zu. Die wichtigsten Forschungstexte, Haupttexte genannt, werden in chronologischer Reihenfolge präsentiert und durch sachliche dazugehörige Beilagen ergänzt, welche nicht unbedingt aus derselben Zeit stammen müssen wie die Haupttexte. Das Material ist nach fünf Themen

geordnet, wobei das letzte Thema den weitaus größten Platz einnimmt.

Im ersten Abschnitt werden die frühen Überlegungen zum Allgemeinen im Vorfeld der *Logischen Untersuchungen* präsentiert. Im zweiten Abschnitt folgen Arbeiten zur Wesenseinsicht im Zusammenhang mit der Urteilslehre und der Begriffsbildung, insbesondere auch zu Stufen des Allgemeinen. Hier taucht auch das Motiv des reinen Denkens als normierende Funktion für das assoziative Denken auf. Im dritten Abschnitt stehen die elementarsten Allgemeinheiten im Vordergrund sowie die Herausarbeitung der Funktion der Phantasie bei der Variation des Ausgangsexempels. Hier wird der Phantasie eine nahezu gleichrangige Stellung zugewiesen wie der direkten Erfahrung. Im vierten Abschnitt wird im Zusammenhang mit den Vorlesungen über *Phänomenologische Psychologie* (1925) das typische vom exakten Wesen unterschieden. Zum Schluss folgen im fünften Abschnitt in großer Breite Husserls späte Überlegungen (ab 1926) zur Problematik des Eidos »Ich« und des Eidos »Welt«. Hier beschäftigt sich Husserl mit der engen Verbindung der Variation des reinen Wesens meiner Selbst mit derjenigen des Eidos »Welt« und erkundet zugleich die Grenzen der Variationsmethode.

Wie man es von den Husserliana-Bänden gewohnt ist, ist das Buch sachdienlich ausgestattet, mit einer Einleitung des Herausgebers und textkritischem Anhang. Neben dem Namenregister wäre allerdings ein Sachwortregister für den bestimmte Begriffe suchenden Leser hilfreich gewesen.

Wer sich von Husserls tiefen Gedanken anregen lassen will, findet hier reichhaltiges Material zum Erleben, Denken und Sinnen.

Renatus Ziegler

Die Krebserkrankung als ein Doppelgänger des Menschen

SIDDHARTHA MUKHERJEE: **Der König aller Krankheiten: Krebs – eine Biografie**, Dumont Verlag, Köln 2012, 670 Seiten, 26 EUR.

Dieses Buch ist nicht leicht zu besprechen – aus unterschiedlichen Gründen. Es liegt einmal am schieren Umfang, aber auch an der Vielfalt, an der thematischen Tiefe des Buches, das die Krankheit Krebs von der Antike bis heute betrachtet – von den brachialen Behandlungsmethoden vieler Jahrhunderte bis hin zu neuesten, auf genetischer Manipulation basierenden Therapien. Der inhaltliche Umfang des Buches beruht auch auf den vielen Querbezügen der Forschung und Therapie in Bezug auf jeweils zeitgenössische Ideologien und den Stand der Technikhörigkeit. Auch in den neuesten Ergebnissen der Tumorforschung ist zwar von Schwierigkeiten der Therapie wegen der Bandbreite betroffener Krebszellen die Rede, der technologische Optimismus aber bleibt ungebrochen; man hofft nach wie vor, Krebs letztendlich »endgültig und vollständig« besiegen zu können. Diese Art von optimistischen Wasserstandsmeldungen erleben wir, wie das vorliegende Buch darlegt, allerdings seit über 50 Jahren.

Schließlich ist dieses Buch wohl auch deshalb nicht ganz leicht zu lesen, weil jeder mehr oder weniger betroffen ist – wenn nicht selbst, so doch im Familien- und Freundeskreis. Niemand bleibt unberührt von den vielen, teilweise anrührenden, teilweise schwer zu ertragenden Fallgeschichten, die in das Buch eingeflochten sind. Es gibt auch noch eine spezielle Komponente, die an das rührt, was man das Mythische dieser Krankheit nennen mag. Sie ist und bleibt ein rätselhafter Doppelgänger der menschlichen Existenz, auch im Licht der neuesten Forschung. Es ist unheimlich, wie diese Krankheit sich der Schalt- und Signalstellen unseres Körpers bemächtigt, wie sie unsere scheinbar ureigene DNS manipuliert, sich ihrer bemächtigt und sie um-instrumentalisiert. Wie sie schließlich, wenn es bis in den Zellkern hinein nach vielen Jahrzehnten intensivster

Forschung doch Methoden gibt, die Buchstaben, aus denen unsere Erbsubstanz, unsere Zellkerne bestehen, im Sinne einer Gesundung umzuprogrammieren, gleichsam intelligent, im Vorübergehen, eben diesen komplizierten und ausgefeilten Umbau durch einen gezielten einzigen Gegenschritt zunichtemacht.

Die Geschichte des Krebses ist nicht zu schreiben, ohne zu erwähnen, dass ein erheblicher Anteil an seiner Bedeutung der Tatsache geschuldet ist, dass wir immer älter werden. Die gestiegene Lebenserwartung, die nicht linear, sondern schubweise erfolgte, hängt maßgeblich an einzelnen Entdeckungen wie z.B. der des Penicillins, das im 20. Jahrhundert ein durchschnittliches Leben in den USA von 47 auf 68 Jahre verlängerte.

In diesem Zusammenhang kommt Mukherjee immer wieder zu bedenkenswerten, phänomenologischen Betrachtungen wie etwa der, dass der Krebs ein Gegenbild zur Tuberkulose sei. Letztere töte ihre Opfer durch Auszehrung und -höhlung, während Krebs den Körper »mit zu vielen Zellen füllt; er ist Schwindsucht in deren entgegengesetzter Bedeutung – Pathologie des Übermaßes. Krebs ist eine expansionistische Krankheit; er dringt in Gewebe ein, gründet Kolonien in feindlichen Landschaften, sucht »Zuflucht« in einem Organ und wandert dann in einem anderen ein.« Krebs erscheine »verzweifelt, erfindungsreich, erbittert, territorialbewusst, schlau und abwehrbereit – zuzeiten so, als erteile er uns eine Lektion im Überleben.« Auch sonst belässt es Mukherjee nicht bei distanziert-mechanistischer Betrachtung, sondern kommt immer wieder zu einer intensiven Bildhaftigkeit und sprachlichen Flüssigkeit, die das Phänomen der Krankheit in ihren zahllosen Facetten doch auf den Punkt bringt: »Dieses Bild – der Krebs als unser verzweifelter, heimtückischer, zeitgemäßer Doppelgänger – ist so eindringlich, weil es zumindest teilweise

stimmt. Eine Krebszelle ist eine erstaunliche Perversion der normalen Zelle. Krebs ist nicht zuletzt deshalb ein phänomenal erfolgreicher Eindringling, Eroberer, Siedler, weil er genau die Eigenschaften ausnutzt, die uns als Spezies und als Organismus erfolgreich machen.« Das Besondere dieses wandelbaren Doppelgängers fasst der Autor mit den Worten zusammen: »Wie keine andere Krankheit nutzt der Krebs das Grundprinzip der Evolution.«

Dass er dem Krebs im Titel des Buchs eine »Biografie« zubilligt, hat nicht nur metaphorische Gründe. Er als Arzt, Therapeut und Autor hat zu dem Objekt seiner Betrachtungen eine besondere Beziehung gefunden: »Als ich mit diesem Buch anfang, dachte ich ursprünglich, ich schreibe eine ›Geschichte‹ des Krebses. Doch bald bekam ich das unabweisliche Gefühl, dass ich nicht über etwas schreibe, sondern über *jemanden*. Von Tag zu Tag verwandelte sich mein Thema in etwas, das einem Individuum ähnelte – einem rätselhaften, leicht verzerrten Spiegelbild. Es war immer weniger die medizinisch-geschichtliche Beschreibung einer Krankheit, sondern geriet mir zunehmend zu etwas Persönlichem, Elementarem: einer Biografie.« Neben den verstörenden chirurgischen und chemotherapeutischen Exzessen des 20. Jahrhunderts, aber auch neben dem wachsenden Verständnis der Krankheit, entwickelte sich eine spezielle Stimmungslage der Krankheit gegenüber – ein Kriegszustand mit beschönigendem Anstrich. Dies hängt auch mit den Strapazen zusammen, die der Krebs durch die manchmal endlosen chemotherapeutischen Maßnahmen für die Patienten mit sich brachte – denn man war mit Krebs nicht einfach krank, sondern trat (und tritt) in eine spezifische Zwischenwelt ein, man übergibt sich zwangsläufig der Logik einer meist fortlaufenden, ununterbrochenen Zumutung: »Wer in die Station eintrat, erwarb automatisch – um mit Susan Sontag zu sprechen – die *Staatsbürgerschaft im Reich der Kranken*.«

Tatsächlich fanden in den Behandlungsmethoden Exzesse, Fälschungen von Untersuchungsergebnissen im ganz großen Stil statt, die Patienten bis an den Rand des Todes führten und

die jahrzehntelang jeder menschlichen Regung entbehrten, aber eben die letzte Hoffnung für Hunderttausende bedeuteten: »Es war ein Humanexperiment gigantischen Ausmaßes – Versuch und Irrtum mit, wie es zeitweilig schien, eindeutigem Hang zum Irrtum.«

Krebs ist aber nichts Fremdes, was an den Menschen herantritt, sondern – inzwischen verifiziert – ein Teil der menschlichen Existenz: »Krebsgene stammen aus dem menschlichen Genom selbst.« Diese Erkenntnis hat in den letzten 20 Jahren zu einem allmählichen Umdenken in der Therapie geführt, denn Therapie und Forschung bemühen sich mehr und mehr darum, in die Mechanismen der Zellvermehrung und damit in die intimste physische Artikulation des Menschen, seine DNS, *direkt* zugreifen. Es geht heute u.a. um die Kopplung der Zellteilung an bestimmte hormonelle Botenstoffe – so etwa im Fall von »Tamoxifen, das spezifischste Krebsmedikament, das bis heute entdeckt wurde«. Noch spezifischer geht es heute um die Manipulation bestimmter Schaltstellen und Signalwege in der Architektur der Zellen und Zellverbindungen.

Gerade bei dieser intensivierten, spezifischen Forschung auf genetischer Ebene hat sich aber gezeigt, dass die Krebserkrankung auf jeden manipulativen therapeutischen Schritt mit einer Gegenbewegung reagiert – ein stets wandelbarer, lernfähiger Teil des eigenen Organismus, ein tödlicher Doppelgänger gerade dessen, was unsere eigene Regenerationsfähigkeit ausmacht: »Die Krebsstammzellen müssten sich dazu durch Aktivierung derselben Gene und Signalwege, die normale Stammzellen unsterblich machen, deren Verhalten angeeignet haben – nur dass sie, anders als normale Stammzellen, nicht wieder in ihren physiologischen Schlaf zurückversetzt werden können. Krebs versucht also ganz konkret ein Regenerationsorgan nachzuahmen – oder vielleicht, noch verstörender, den sich regenerierenden Organismus.« Damit setzt die Krebserkrankung originär gerade dort ein, wo sich die regenerativen, *ätherischen* Qualitäten unseres Organismus zeigen: »Krebs ist ein Defekt unseres Wachsens, und dieser Defekt ist fester Bestand-

teil von uns. Folglich können wir den Krebs nur so weit loswerden, wie wir uns von unseren physiologischen Prozessen befreien können, die wachstumsabhängig sind – Altern, Regeneration, Heilung, Fortpflanzung.«

Die Existenz im Schatten unserer essenziellen Regenerationsfähigkeit ist in dieser Hinsicht perfekt angepasst, lebt von und durch uns, was ihr in den Augen Mukherjees sogar eine Art Unsterblichkeit verleiht: »Irgendwann wird ein Krebs, wenn er Erfolg hat, ein viel perfekteres Wesen hervorbringen, als sein Wirt es ist – ausgestattet mit Unsterblichkeit und einem ungeheuren Fortpflanzungsdrang.«

Man kann daher nicht behaupten, dass die therapeutischen Perspektiven, die Mukherjee aufzeigt, der Ideologie der positivistischen Forscher entsprechen. Falls nicht ein vollkommen anderer Ansatz mit gänzlich revolutionärer neuer Methodik gefunden wird, bleibt es bis auf Ausnahmen in einzelnen Krebsarten für die Überzahl der Betroffenen beim Gewinn weniger Lebensmonate oder -jahre, allerdings nach wie vor um den Preis eines Lebens – um bei Susan Sonntag zu bleiben – mit der Staatsbürgerschaft im Reich der Kranken.

Michael Eggert

Im Angesicht des Todes das Leben lernen

GIAN DOMENICO BORASIO: **Über das Sterben. Was wir wissen. Was wir tun können. Wie wir uns darauf einstellen**, C.H.Beck Verlag, München 2011, 207 Seiten, 17,95 EUR.

Dieses Buch ist ein Gewinn für alle, die sich ernsthaft mit dem Thema Sterben auseinandersetzen wollen bzw. müssen: für kranke oder alte Menschen und ihre Angehörigen gleichermaßen wie für mitten im Leben stehende Menschen und – besonders hervorzuheben – für professionell im Gesundheitswesen Tätige. Denn was Gian Domenico Borasio, Inhaber des Lehrstuhls für Palliativmedizin an der Universität Lausanne (Schweiz) und einer der führenden Palliativmediziner in Europa, hier auf gut 200 Seiten zusammengestellt hat, umfasst nicht nur alle Bereiche, die für eine qualifizierte Auseinandersetzung mit der Thematik unerlässlich sind, sondern es fördert eine Lebenshaltung, die Geburt und Tod als natürliche Lebensvorgänge bejaht und ein »liebevolles Unterlassen« zulässt. In erster Linie möchte der Autor dazu beitragen, die weitverbreitete Angst der Menschen vor dem Tod zu verringern, von der nicht nur Kranke, sondern auch die professionell Beteiligten ergriffen sind. Denn erst wenn diese Angst zurückweicht, lernen wir in der Vorbereitung auf den Tod richtig zu leben: »Was uns allen zu wünschen ist, ist ein nüchterner und gelassener Blick auf die eigene Endlich-

keit. Dies erfordert eine ruhige und wiederholte Reflexion über unsere Prioritäten, unsere Wertvorstellungen, unsere Überzeugungen und unsere Hoffnungen, am besten im Dialog mit den Menschen, die uns am nächsten stehen. Dies passiert leider im Leben eher selten, und wenn, dann oft sehr spät. Nehmen wir uns hier und jetzt die Zeit dafür« (S. 97).

Borasio's Ausführungen sind anzumerken, dass er mit Menschen aus unterschiedlichsten Lebenszusammenhängen, Kulturkreisen, Wertvorstellungen und religiösen Kontexten Umgang hat, die er alle in seine Einladung, über die eigenen Lebensprioritäten nachzudenken, mit einbeziehen möchte. Sein Ansatz ist daher im besten Sinne weltanschaulich offen. Ärztliche Fürsorge ist für ihn zunächst einmal umfassende Aufklärung, die immer wieder neu berücksichtigt, wo der Patient in seinem Verstehensprozess gerade steht. Die Entscheidungen der Patienten gerade am Lebensende sind maßgeblich von der Art der ärztlichen Aufklärung abhängig. Doch bis heute sind viele Ärzte mit der Einschätzung des Sterbeprozesses überfordert und geben ihren Patienten falsche Informationen. Scheinbare Selbstbestimmung am Lebensende fußt

daher oft auf fehlerhafter Fremdbestimmung, wie Borasio an einigen erschreckenden Beispielen ungeschminkt aufzeigt. Er plädiert für eine Medizin am Lebensende, die den natürlichen Sterbeprozess vergleichbar dem natürlichen Geburtsvorgang möglichst nicht stören (etwa durch zu viel künstliche Nahrungs- und Flüssigkeitszufuhr), mit geeigneten Maßnahmen das Leiden lindern und die Lebensqualität der Beteiligten verbessern will. Seine Erfahrungen aus der klinischen Praxis lassen ihn aber den ernüchternden Schluss ziehen, dass »derzeit in deutschen Krankenhäusern und Pflegeheimen vieles in bester Absicht getan wird, was die Menschen ungewollt, aber aktiv am friedlichen Sterben hindert« (S. 114).

Wie kann dann eine angemessene Sterbebegleitung aussehen? In dem zentralen 4. Kapitel »Was brauchen die Menschen am Lebensende?« entfaltet Borasio seine Vision einer Palliativbetreuung, die neben der medizinischen Therapie die psychosoziale und die spirituelle Begleitung in einem multiprofessionellen Team *gleichberechtigt* mit einbezieht. Aus dieser Überzeugung hat er in seiner Zeit als Lehrstuhlinhaber für Palliativmedizin an der Universität München von 2006 bis 2011 ein neuartiges Netzwerk an Professuren unter dem Namen »Spiritual Care« aufgebaut. Vor diesem Hintergrund wundert es nicht, dass Borasio auch Meditation als Bewältigungsstrategie bei schwerer Krankheit ernst nimmt und ihr ein eigenes Kapitel in seinem Buch widmet.

Ein solches fachübergreifendes Palliativkonzept stößt bis heute im Medizinbetrieb auf mächtigen Widerstand. So ist das vorliegende Buch auch als gesundheitspolitische Kampfansage an das bestehende Gesundheitssystem zu lesen, in dem der Autor um eine gesellschaftliche und finanzielle Anerkennung seines Ansatzes ringt. Denn die Palliativmedizin ist noch ein recht junger Zweig der modernen Medizin in Deutschland (1987 erste Palliativstation in Köln; 1999 erster deutscher Lehrstuhl für Palliativmedizin an der Universität Bonn). Anders als in anderen Ländern hat sie sich getrennt von der Hospizarbeit entwickelt, woraus manchmal auch eine Konkurrenz beider »Szenen« in

Deutschland entstanden ist.

Hilfreich für den Ratsuchenden ist das Kapitel »Strukturen der Sterbebegleitung«, in dem Borasio einen Überblick über die derzeit in Deutschland vorhandenen Unterstützungen in der Sterbebegleitung gibt und zugleich gesundheitspolitische Weichenstellungen in der Mediziner Ausbildung anregt: Niedergelassene Ärzte werden nach seiner Überzeugung auch in Zukunft eine Schlüsselstellung in der Sterbebegleitung einnehmen und sollten daher in der Aus- und Weiterbildung besser darauf vorbereitet werden. Eine Liste nützlicher Websites am Ende des Buches rundet die Hinweise auf wichtige palliativmedizinische Angebote ab.

In einem Fachbuch über das Sterben dürfen die kontrovers diskutierten Themen Sterbehilfe und Patientenverfügung nicht fehlen. Beides wird von Borasio, der engagiert für ein Gesetz über Patientenverfügungen eingetreten ist, behutsam angesprochen. Unterstützt durch Beispiele aus der klinischen Erfahrung und wissenschaftliche Daten fragt er an, gibt zu bedenken, ohne allgemeingültige Antworten zu geben. Im Vordergrund steht für ihn stets, im Dialog aller Beteiligten zu ergründen, was der Patient sich am Lebensende wünscht. In puncto Sterbehilfe problematisiert Borasio ausführlich den ärztlich assistierten Suizid, ohne ihn grundsätzlich abzulehnen, wie es viele seiner Kollegen in der Palliativmedizin tun. Denn nach seiner Einschätzung wird es auch bei einer optimalen flächendeckenden Palliativversorgung immer noch Patienten geben, die »am Lebensende aus nachvollziehbaren Gründen ihren Todeszeitpunkt selbst bestimmen möchten« (S. 172). Hier wünscht man sich als Leser mehr spirituelle Gesichtspunkte. Das weltanschaulich Offene droht hier in eine pluralistische Beliebigkeit abzugleiten.

Man muss nicht allen Schlussfolgerungen zustimmen, die Borasio in seiner Aufklärungsarbeit zieht; auch sind mitunter sein gesundheitspolitischer Kampf und sein Eintreten für die Palliativmedizin etwas zu stark ein Sprechen in eigener Sache. Aber sein Buch als Ganzes rüttelt wach, ohne reißerisch zu werden, bereichert, lädt ein zum Gespräch über das, was uns wich-

tig ist. Es ist aus dem Respekt des Arztes vor seinen sterbenden Patienten geschrieben und lehrt uns: Worum es im Leben wirklich geht,

lernen wir oft am besten an seiner Grenze, im Umgang mit dem Sterben.

Angelika Sandtmann

Wissen von der Existenz einer verborgenen Realität

WOLFGANG SCHMIDINGER (Hg.): **Alexander Men – Gespräche über Glaube und Kirche.** Aus dem Russischen von Wolfgang Schmidinger, Reihe »orientalia – patristica – oecumenica«, Band 3, LIT Verlag, Münster 2010, 223 Seiten, 19,90 EUR.

Das Leben und Wirken des russisch-orthodoxen Erzpriesters Alexander Wladimirowitsch Men (1935-1990) erfreut sich nicht nur in kirchlichen Kreisen einer ungebrochenen Aufmerksamkeit. Eine Alexander-Men-Stiftung mit Sitz in Moskau kümmert sich um die Verbreitung seiner Schriften. Seit 1995 wird jährlich ein Alexander-Men-Preis für besondere Verdienste »um die interkulturelle Vermittlung zwischen Russland und Deutschland im Interesse des friedlichen und humanen Aufbaus des Europäischen Hauses« ausgelobt. Zu den bekanntesten Preisträgern gehören unter anderem Michail Gorbatschow, der Schriftsteller Lew Kopelew oder Otto Graf Lambsdorf.

In einem einführenden Kapitel skizziert Wolfgang Schmidinger, der Herausgeber und Übersetzer des vorliegenden Bandes, Hintergründe im Leben des russischen Erzpriesters Alexander Men. Seine religiöse Sozialisation unterlag den spezifischen Bedingungen eines Landes, dessen führende Partei sich ihres »wissenschaftlichen Atheismus« rühmte. Entsprechend dornig war Mens Weg eines theologischen Studiums bis hin zur erfolgten Priesterweihe.

Mens Wirken als orthodoxer Gemeindepfarrer war vor allem in den 1970er und auch 1980er Jahren von einer unablässigen Bevormundung durch staatliche Stellen, Bespitzelung und auch Denunziation von Neidern wie auch missgünstigen Amtsbrüdern geprägt.

Seine ungebrochene Schaffenskraft zeigte sich auch in einer Fülle von Publikationen, die selten unter seinem Namen und auch kaum im eigenen Lande erfolgen konnten. Als Vertreter eines geistig offenen Christentums focht Men

gegen die geistige Verwahrlosung und Gleichgültigkeit in seinem Land, wobei ihm bewusst war, dass Atheismus und Indifferenz auch westliche Länder zunehmend prägen.

Die beiden Texte »Credo« und »Christus und Kirche« belegen eindrucksvoll, dass die Stimme von Alexander Men nichts von ihrer Aktualität verloren hat.

»Credo – Gespräche über den Glauben« ist in sieben Gesprächseinheiten aufgeteilt, die Mens Fähigkeit demonstriert, dogmatische wie auch historische Verwicklungen übersichtlich zu strukturieren. Das nicäno-konstantinopolitanische Glaubensbekenntnis wird von Men auf anschauliche Weise erläutert und mit Blick auf das Leben illustriert. Wenn die moderne Wissenschaft meint, auf das Wunder des Glaubens verzichten zu können, verliert letztlich der Mensch: »Das Wissen um die Existenz einer verborgenen Realität, welche die höchste Weisheit und vollendete Schönheit ist, diese Überzeugung ist der Kern echter Religiosität.«

»Christus und Kirche« versammelt elf Beiträge, die erstmals in deutscher Sprache in vorzüglicher Übersetzung vorgestellt werden. Einer inneren Logik folgend äußert sich Men zur Rolle der Kirche in Geschichte und Gegenwart und geht dabei gerade auch unangenehmen und kritischen Fragestellungen nicht aus dem Weg. In den Abschnitten über »Das Menschsein Jesu«, »Über den inneren Schritt« oder »Das Ostergeheimnis der Kirche« betont Men immer wieder die Rolle des Menschen als »Beteiligter«: »Das Christentum ist eine Religion des Bundes, einer Union Gottes mit den Menschen. Wir sind Teilnehmer an den göttlichen Handlungen. Wir

sind nicht einfach Verbraucher, untätige Zuseher, Halbidioten, die irgendeiner Vormundschaft bedürfen«. Entschieden wendet er sich dagegen, eine unreflektierte Unterwerfung an eine Art Mutterkirche als besondere Frömmigkeit auszulegen. Tatsächlich wird hier Unwissenheit und Denkfaulheit bevorzugt, um sich von jeglicher Verantwortlichkeit zu entziehen. Den Vortrag »Das Christentum« hatte Men am Vorabend seiner Ermordung in Moskau im Haus der Kultur und Technik gehalten. Unfreiwillig gerieten somit die letzten Sätze zu einem Vermächtnis: »Das Christentum ist die Heiligung der Welt, der Sieg über das Böse, über die Finsternis. Dieser begann in der Nacht der Auferstehung und dauert fort, solange die Welt besteht«.

Ein unreflektierter Nationalismus, wie er sich in Russland bis weit in orthodoxe Kreise hinein immer wieder finden lässt, hat Men und seiner ökumenischen Offenheit immer wieder zu schaffen gemacht. In diesem Zusammenhang war zuweilen auch seine jüdische Abstammung thematisiert worden. Oft wurde dabei theologisches Wissen von finsterstem Obskurantismus ersetzt.

Alexander Men war am 9. September 1990 von Unbekannten mit einer Axt erschlagen worden. Bis zum heutigen Tag sind die Mörder nicht ermittelt. Durchaus symptomatisch für ein Land, das die Abkehr von einer totalitären Diktatur zu schaffen versucht, ohne dass ehemalige Täter, deren Zahl Legion ist, jemals zur Rechenschaft gezogen worden sind. *Volker Strebel*

Kunst und Psychoanalyse

TILMANN MOSER: **Kunst und Psyche. Bilder als Spiegel der Seele**, Belser Verlag, Stuttgart 2010, 144 Seiten, 24,95 EUR.

Das Verhältnis der Psychoanalyse zur Kunst, insbesondere zur Malerei war nie unproblematisch. Sigmund Freud gestand ein, dass er in Fragen der Malerei ein Dilettant sei. Die Verehrung, die ihm die Epigonen des Surrealismus, Andre Breton, aber auch Max Ernst, entgegenbrachten, quittierte er mit unverhohlenem Desinteresse. Einzig Salvador Dali wurde von Freud als Maler und Künstler respektiert.

Über diese historischen Reminiszenzen hinaus neigen der Psychoanalyse verpflichtete Autoren bei der Behandlung künstlerischer Produktionen nicht selten dazu, die Vielfalt und Eigenart der Bildphänomene einschließlich der künstlerischen Gestaltungsmittel, denen sie sich in ihrem spezifischen Erscheinen verdanken, mit einem vorab feststehenden begrifflichen System einzuengen oder erst gar nicht zu erfassen. Wie bei der Traumdeutung wird der manifeste, das heißt sichtbare Bildbestand auf einen unterstellten latenten, verborgenen, nicht bewussten Bedeutungsinhalt hin abgefragt und analysiert, nicht selten unter Korrum-

pierung der reichen und vielgestaltigen Erscheinungswelt des Bildes.

Es mögen diese Einwände gegenüber der sich mit der bildenden Kunst beschäftigenden Psychoanalyse gewesen sein, die den praktizierenden, aus einer Reihe von Veröffentlichungen bekannten Psychotherapeuten Tilmann Moser schon im Vorwort veranlasst haben zu betonen, dass er nicht nur einen »therapeutisch-analytischen Blick« auf die zu besprechenden Werke werfen wolle, sondern auch die »formale und ästhetische Gestaltung in die Deutung« einzu beziehen gedenke. Letzteres, das sei vorweg erwähnt, gelingt dem Autor bei der Besprechung von 20 Bildern aus den Zeiten der »Bedrohung des Subjekts«, das heißt aus der Ära der Moderne, nur gelegentlich.

Das liegt weniger daran, dass Tilmann Moser von Berufs wegen eben Psychotherapeut und nicht Kunsthistoriker ist, als an dem unerschütterlichen Glauben an die im Werk und Betrachter wirksame Macht des Unbewussten, die es im Verlauf der Werkbetrachtung zu entschlüs-

seln gelte. Wenn der Autor behauptet, dass die erste, momentane Bildbegegnung an dem Bewusstsein unzugänglichen Bereichen anticke, »in denen das eigene Unbewusste auf das Unbewusste des Werkes reagiert«, so stellt sich zum einen die Frage, wie er um diese Interaktion zwischen zwei »Akteuren« des Unbewussten wissen kann, sind sie doch »unbewusst«, zum anderen ist die Prämisse von einem mysteriösen »Unbewussten des Werkes« mitgeliefert. Letzteres impliziert, dass hinter der im Bild vorgeführten Erscheinungswelt ein latenter, verborgener Sinn aufzufinden sein muss. Das mag ja bei einigen Bildern der Surrealisten und Symbolisten, die im Buch zahlreich vertreten sind, im Ansatz zutreffen.

Doch könnte man sogar an »Seelenmalern« wie Edvard Munch, dessen Bilder die »Strasse in Asgardstrand« und »Mädchen und drei Männerköpfe« von Tilmann Moser besprochen werden, im Einzelnen nachweisen, welche enorme Rolle der künstlerisch austarierte, in zahlreichen Bildexperimenten ausgelotete bewusste Gestaltungsprozess neben der Expression eines kaum in Worte zu fassenden »unbewussten« Seelischen spielt. Sogar bei den Expressionisten und Symbolisten transformieren die bewusst komponierte Bildarchitektur, das Kompositorische und das rein Künstlerische die unbewussten und libidinösen Antriebs- und Konflikteenergien, die dem Kunstschaffen angeblich so monokausal zugrunde liegen. »Das Unbewusste des Werks« bleibt eine Annahme, die zu einer einseitigen tiefenpsychologischen Werkexegese verleitet und bei aller guten Absicht dazu tendiert, die formalen Gestaltungsfragen, aber auch den besonderen Duft und Klang eines Bildes zu übersehen. Somit sind die vorliegenden »Werkanalysen von Bildern Munchs, Picassos und Manets«, um nur die bekanntesten Namen zu nennen, nicht gerade dazu angetan, »das Repertoire an spontanen Einfällen und analytischen Kategorien zu erweitern«, wie im Vorwort der Anspruch des Buches formuliert wird.

Etwas anders stellt sich die Auseinandersetzung mit Bildern der Epigonen des Surrealismus, Max Ernst und Rene Magritte, dar. Max

Ernst sei an dieser Stelle als typischer Vertreter einer Kunst herausgegriffen, die in vager Anlehnung an die zur damaligen Zeit revolutionären Erkenntnisse Sigmund Freuds über die Macht und Funktionsweise des Unbewussten und der Welt des Traums den Bereich des Irrationalen, Unheimlichen, Phantastischen und Halluzinatorischen in ihrer Bildwelt zur Geltung kommen lassen wollte. Dazu bediente er sich nicht nur der »kontrollierten Zufallstechniken« der Collage, Frottage, Grattage und Decalcomanie als Durchreibe- und Abklatschtechniken, um seiner »halluzinatorischen« Einbildungskraft freien Lauf zu lassen, sondern auch gelegentlich thematischer Anspielungen und Anleihen bei der Psychoanalyse.

Diese – und das erwähnt Tilmann Moser bei seinen Exegeseversuchen der extrem mehrdeutigen Bilder »Oedipus Rex«, »Ohne Titel« und »Der keusche Joseph« nicht – illustrierte Max Ernst aber nicht im Sinne der Visualisierung in etwa des Freudschen Instanzenmodells von Es, Ich und Über-Ich oder der Darstellung einer diversen Sexualsymbolik. Erfreulich ist nun, dass Tilmann Moser bei seinen drei eingehenden Bildbetrachtungen Max Ernsts neben gelungenen Beschreibungen eine Interpretationsoffenheit und Zurückhaltung in der Applikation psychoanalytischer Kategorien obwalten lässt, die auch Raum für die Mehrdeutigkeit und Sinnunabgeschlossenheit der Bilder lässt.

Was aber darüber hinaus an den Werken Max Ernsts noch hätte nachgewiesen werden können, ist der überaus spannende Sachverhalt, dass er sich zur Konstruktion seiner rätselhaften und sperrigen Bilder einer Reihe formaler Gestaltungsverfahren bediente, die mit der Funktionsweise der Träume der von Sigmund Freud bezeichneten »Traumarbeit« verglichen werden können. Es hätte an den Bildern Max Ernsts gezeigt werden können, wie und wo die dem Traummechanismus analogen Gestaltungsverfahren der Verschiebung und Verdichtung, der inhaltlichen Kombinatorik und Metamorphose, der Isolierung eines Motivs in Übergröße, der symbolischen Verkleidung und der Verrückung in Anwendung kamen, statt unter Rekurs auf Therapiesitzungen ein Vorwissen bei der jewei-

ligen Bilddeutung in Anschlag zu bringen, das einer bildimmanenten Bilderschließung nicht unbedingt dienlich ist.

Trotz all dieser Mängel und nicht bedienter etwaiger Erwartungen lohnt die Lektüre nicht nur deshalb, weil sie dem Kunstinteressierten die Grenzen des psychoanalytischen Zugangs zu Bildern, auch wenn sie die Krise des Subjekts als Zeitzeichen der Moderne zum Inhalt

haben, exemplarisch vorführt, sondern auch umgekehrt die Berechtigung des tiefenpsychologischen Zugangs – als einer unter mehreren Möglichkeiten inhaltlicher Exegese – nahezu bringen vermag. Zur Erweiterung dieses Blickfelds hat der Autor in einer verständlichen und klaren Sprache beigetragen.

Gerd Weidenhausen

Anzeige



Bernd Ruf

Trümmer und Traumata

Anthroposophische Grundlagen notfallpädagogischer Einsätze

272 Seiten, 28 Abb., Broschur

Euro 28,- / CHF 35,- / ISBN 978-3-905919-39-4

Seit dem Jahre 2006 nehmen Sonderpädagogen, Ärzte, Psychologen und Therapeuten des Parzival-Zentrums Karlsruhe an notfallpädagogischen Kriseninterventionen teil, die von der Hilfsorganisation «Freunde der Erziehungskunst Rudolf Steiners e.V.» durchgeführt werden. Sie arbeiten mit psychotraumatisierten Kindern und Jugendlichen in Kriegs- und Katastrophengebieten und wirkten u. a. im Libanon, in China, im Gaza-Streifen, in Indonesien, Haiti, Kirgisien und zuletzt in Japan. Bernd Ruf, der die Einsätze leitet, beschreibt in seinem Buch in differenzierter Weise die Grundlagen der notfallpädagogischen Arbeit anthroposophischer Ausrichtung, darunter das anthroposophische Trauma-Verständnis. Er schildert darüber hinaus das Vorgehen und die Erlebnisse in den einzelnen Einsatzländern, wobei die jüngsten Erfahrungen in Japan im Zentrum seiner Darstellungen stehen.

Verlag des Ita Wegman Instituts

die Drei 11/2012